

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 10 • • • • • Beilage zur Gleichheit • • • • • 1916

**Inhaltsverzeichnis:** Web zu! Web zu, mein rauhes Leben! Gedicht von Walt Whitmann. — Was die Leber alles kann. Von Alex. Lipschütz. — Ein Mensch. — Feuilleton: Vier Tage auf dem Schlachtfeld. Von Wsewolod Garschin. (Schluß.)

## Web zu! Web zu, mein rauhes Leben!

Web zu! Web zu, mein rauhes Leben!

Web einen Krieger, stark und kühn, für großen Kampf bereit!

Web rotes Blut! Web Sehnen ein wie Stahl! Gefühl und Glück web ein!

Web immerfort! Web Kett' und Einschlag Tag und Nacht! Ermüde nicht! Web zu!

(Wir kennen nicht den Zweck, o Leben! Nicht Ziel noch Ende — und wir sollen's nicht;

Wir wissen nur, das Werk geht fort, die Arbeit fort — der todumhüllte Marsch des Friedens wie des Kriegs geht fort;)

Für große Friedenskämpfe muß derselbe ehrne Stoff verwoben sein; Wir wissen nicht, warum noch was, doch web, web immerzu!

Walt Whitmann.

• • •

## Was die Leber alles kann.

Von Alex. Lipschütz.

Wer Gelegenheit hat, eine Leber beim Metzger oder in der Küche zu schauen, der wird sich sagen, daß sie ein wichtiges Organ in unserem Körper sein muß, denn sie ist sehr groß und wiegt sehr viel. Dreieinhalb Pfund sind es, die die Leber in unserem Körper zu wiegen pflegt. Und sehr blutreich ist sie. Da kommt vom Darm her das Blut in einer großen Blutröhre, die man Pfortader nennt. Diese Adern gießt das Blut in die Leber, indem sie sich in ein ganzes Netz von kleinen Blutröhren aufteilt. Die Pfortader ist beim Menschen etwa daumendick; ein großes Blutgefäß, wenn man bedenkt, daß sie das Blut bloß zu einem einzigen Organ bringt. Außerdem gibt es noch eine besondere Schlagader, die Leberarterie, die frisches, sauerstoffhaltiges Blut zu den Leberzellen führt, damit sie ihre Arbeit gut verrichten. Alle lebendige Substanz, alle Zellen unseres Körpers können ja ihre Arbeit nur tun, wenn sie reichlich mit Sauerstoff und mit Nährstoffen versorgt werden.

Vorn an der Leber ist die Gallenblase, ein dünnwandiger Sack, aus dem, wenn man ihn aufschneidet, sich eine grünliche Flüssigkeit ergießt. Das ist die Gallenblase mit der Galle. In der Leber wird die Galle bereitet und in der Gallenblase wird sie aufgespeichert. Von der Leber und von der Gallenblase gelangt die Galle durch einen eigenen Gang in den Darm hinein. Aber was ist Galle? Die Chemiker, die die stoffliche Zusammensetzung der lebendigen Organismen untersuchen, wissen, daß der grüne Farbstoff der Galle verwandt ist mit dem roten Blutfarbstoff, der sich in den roten Blutzellen befindet. Der grüne Farbstoff der Galle ist eine Schlade des roten Blutfarbstoffes. In unserem Blute gehen nämlich dauernd rote Blutkörperchen zugrunde. Wie wir wissen, haben die roten Blutkörperchen nur eine kurze Lebensdauer, weil sie ja, wenn man so sagen darf, verkrüppelte Zellen sind, Zellen, die ihren Kern eingebüßt haben. Sie hüpfen ihn schon in ihrer Jugend ein und können darum nicht lange leben; eine Lebensdauer von bloß etwa vierzehn Tagen ist ihnen gewährt. Der rote Blutfarbstoff, der beim Absterben der roten Blutkörperchen frei wird, findet nun in unserem Körper weitere Verarbeitung: einen Teil von ihm, zum Beispiel das Eisen, hält die Milz zurück, damit es noch weiter in unserem Körper verwertet werden kann, andere Teile vom roten Blutfarbstoff werden von der Leber abgefangen und zu Gallenfarbstoff verarbeitet und später aus dem Körper mit dem Kot ausgeschieden. Wenn man Vögeln, zum Beispiel Gänsen, bei denen das leicht geht, die Leber herauschneidet und ihnen dann ein Gift eingibt, zum Beispiel Arsenwasserstoff, das die roten Blutkörperchen in großer Zahl im Blute tötet, so erscheint bei ihnen im Harn eine große Menge roter Blutfarbstoff. Wenn man aber dasselbe Gift normalen Tieren, denen man nichts an der Leber getan hat, eingibt, so kommt es bei ihnen nicht zu einer Ausscheidung von rotem Blutfarbstoff, obgleich ja auch bei ihnen durch das verabfolgte Gift rote Blutkörperchen zerstört werden und obgleich somit auch bei

ihnen roter Blutfarbstoff aus den abgestorbenen Blutkörperchen in den Säftekreislauf des Körpers übertritt. Mit anderen Worten: die Leber verarbeitet den beim Absterben der roten Blutkörperchen frei werdenden roten Blutfarbstoff zu Gallenfarbstoffen, zu Schlacken, die dann aus dem Körper ausgeschieden werden können.

Hört man von der Leber, so denkt man stets an Galle. Denn wer weiß nicht, daß jeder, der eine kranke Leber hat, an Gelbsucht leidet. Was ist Gelbsucht? Wir haben gehört, daß die Galle aus der Leber und aus der Gallenblase sich in den Darm ergießt. Und nun stellen wir uns vor, daß durch irgendein Hindernis der Abtritt der Galle aus der Leber und der Gallenblase in den Darm unmöglich gemacht ist. Das ist zum Beispiel der Fall, wenn man Gallensteine hat. Da liegt ein richtiger Stein im Gallengang und verhindert die Galle den Abtritt in den Darm. Auch bei Geschwulstbildungen in der Leber kann das der Fall sein. Die Galle, die nun nicht in den Darm gelangen kann, verbreitet sich überall im Körper, sie tritt in die Gewebe ein; und man sieht bei einem Patienten, der eine Lebergeschwulst oder einen Gallenstein hat, die Haut gelblich verfärbt. Man sieht auch das Weiß seiner Augen gelblich verfärbt, ebenso ist sein Harn durch den Gallenstoff stark gefärbt. So deutet die Gelbsucht stets darauf hin, daß in der Leber oder in der Gallenblase etwas nicht in Ordnung ist. Aber auch das kann der Fall sein, daß bei einer entzündlichen Erkrankung der Darmschleimhaut die Öffnung des Gallenganges in den Darm verlegt wird; oder die Entzündung breitet sich vom Darm in den Gallengang selber aus. Dann schwillt die Schleimhaut des Gallenganges an, und die Galle kann nicht in den Darm hinein. Es kommt wiederum zu Gelbsucht wie beim Gallenstein. Das ist nun natürlich eine Gelbsucht, die nicht so ernst zu nehmen ist wie die, welche aus einer Geschwulstbildung der Leber oder bei einem Gallenstein entsteht. Eine solche Gelbsucht, die häufig allein auf einen Ernährungsfehler zurückzuführen ist, verschwindet bald wieder — frisch und gesund steht dann der Patient nach einiger Zeit vom Krankenlager auf.

Aber diese Herstellung der Schlacken aus dem roten Blutfarbstoff ist nicht die einzige Aufgabe der Leber. Die kann viel mehr. Einer, bei dem der Abtritt von Galle in den Darm nicht möglich ist, kann nur sehr schwer Fette verdauen. Ohne Galle liegt die Verdauung der Fette im Darm danieder. Wenn das verkehrte Fett aus dem Darm in den Kreislauf des Körpers aufgenommen werden soll, so muß das Fett in Stoffe umgewandelt werden, die durch die Darmwand hindurchtreten können. Bei dieser Verarbeitung oder Verdauung der Fette hilft die Galle mit. Fehlt es an Galle, so wird sehr wenig, beinahe gar kein Fett verdaut. Der größte Teil des Fettes, das wir mit der Nahrung aufgenommen haben, geht dann unverdaut mit dem Kot ab, der nun große Mengen von Fett enthält.

Aber auch das ist noch nicht alles, was die Leber kann. Die Leber arbeitet auch mit im Zuder- und Eiweißhaushalt unseres Körpers. Wenn wir eine Leber aus dem Tierkörper herauschneiden, mit Hilfe eines geeigneten Apparates durch ihre Blutgefäße eine Flüssigkeit pumpen, in der Zuder aufgelöst ist, und dann die Leber auf Zuder untersuchen, so finden wir, daß Zuder in großer Menge in ihr aufgespeichert worden ist. Auch wenn man einem Tier eine zuckerreiche Mahlzeit verabfolgt, findet man nachher in seiner Leber Zuder. Aber der Zuder, der aus dem Darmlumen in die Leber gelangt, wird in den Leberzellen zu Glykogen verarbeitet. Glykogen ist nichts anderes als tierische Stärke. Wenn wir zum Beispiel Stärke mit Speichel oder mit Darmsaft behandeln, so verwandelt sich die Stärke in Zuder. Ebenso gewinnt man aus Stärke Zuder, wenn man sie zum Beispiel mit verdünnter Schwefelsäure kocht. Genau dasselbe geschieht mit Glykogen. Glykogen kann ebenso wie Stärke mit Hilfe verschiedener chemischer Behandlungsweisen in Zuder verwandelt werden. Glykogen ist wie Stärke ein chemischer Stoff, dessen kleinste Teilchen oder Moleküle aus zusammengeknüpften Zuderteilchen oder Zudermolekülen bestehen.

Und was geschieht nun weiter mit dem Glykogen, das in den Zellen der Leber gespeichert ist? Wenn wir schwere Muskelarbeit leisten, werden eine Menge Stoffe im Muskel verbrannt, vor allen Dingen erhöht sich die Menge des verbrannten Zuders. Bei der Muskelarbeit verbrauchen wir Zuder, um Arbeit leisten zu können; ebenso wie in der Dampfmaschine Kohle oder anderes Material verbrannt werden muß, wenn sie ihre Arbeit leisten soll. Nun ist



aber der Zuckergehalt des Blutes jeweils sehr gering. Nur ganz geringe Mengen Zucker sind es, die die Muskeln aus dem Blute zu holen vermögen. Brauchen sie mehr, so kommt ihnen die Leber zu Hilfe. Was an Zucker von den Muskeln aus dem Blute herausgeholt wird, das läßt die Leber von ihren Zuckervorräten in das Blut hinaus. Die Leber ist wie ein Speicher, aus dem der Bedarf der Muskeln und des Blutes an Zucker immer wieder neu ergänzt werden kann. Läßt man ein Tier sehr angestrengt arbeiten, zum Beispiel stundenlang einen schweren Karren ziehen, so schwindet im Laufe von wenigen Stunden alles Glykogen aus der Leber. Weil eben die Glykogen- oder Zuckervorräte, die in der Leber aufgespeichert sind, verbraucht werden zur Bestreitung des Zuckerbedarfs in den Muskeln, zur Bestreitung der vom Tier geleisteten Muskelarbeit. Interessant ist folgendes Verhältnis. Auch im Hunger schwindet allmählich, im Laufe von einigen Wochen, der größte Teil des Glykogens aus der Leber. Wir leisten ja dauernd Muskelarbeit: auch wenn wir nicht gerade angestrengt arbeiten, so tun doch unsere Atemmuskeln, unser Herzmuskel und auch die Muskeln der Arme und Beine einige Arbeit. Zur Bestreitung dieser Arbeit wird eben auch, wenn wir Hunger leiden, das Glykogen aus der Leber herausgeholt. Dieselbe Zuckermenge, die im Laufe des Hungers einige Wochen braucht, um ganz aus der Leber zu schwinden, wird nun bei der Muskelarbeit schon innerhalb weniger Stunden verbraucht! Dieser Vergleich zeigt uns in schöner Weise, welche enge Beziehungen in unserem Körper vorhanden sind zwischen Muskelarbeit und Zuckerverbrauch.

Die Zuckermenge, die der menschliche Organismus in der Leber zu speichern vermag, ist übrigens außerordentlich groß: der Mensch kann in der Leber etwa ein Pfund Zucker aufspeichern. Auch die Muskeln selber enthalten geringe Mengen von Glykogen, und dieses Glykogen wird flüssig gemacht, in Zucker verwandelt, wenn die Muskeln Arbeit leisten. Aber dieses Glykogen in den Muskeln ist zu wenig, um eine angestrengte und einige Zeit andauernde Muskelarbeit zu leisten. Man könnte diese geringen Glykogenmengen in den Muskeln mit jenen Vorräten vergleichen, die in einem großen Konsumverein in den einzelnen Bezirken der Stadt für den augenblicklichen Bedarf aufgespeichert sind, während die Leber gewissermaßen das Zentrallager der Konsumgenossenschaft ist, wo große Vorräte an Waren lagern. Und wie aus dem Zentrallager immer wieder kleine Vorräte in die einzelnen Filialen nachgeliefert werden müssen, so auch aus der Leber in die Muskeln auf dem großen Wasserweg unseres Körpers, auf dem Wege des Blutes.

Wir haben gesagt, daß die Leber nicht nur ein Organ ist, das im Zuckerhaushalt unseres Körpers mitarbeitet, sondern auch im Eiweißhaushalt. In dieser Frage haben uns gerade die letzten Jahre einige außerordentlich wichtige Entdeckungen gebracht. Wenn man sich die Leber von Tieren, zum Beispiel von Fröschen oder von Kaninchen mit dem Mikroskop genau ansieht, so findet man kleine Tröpfchen in den Lebergellen. Die sind aber nur bei wachsenden Tieren zu finden. Bei Tieren, die einige Zeit gehungert haben, findet man diese Tröpfchen nicht. Mit Hilfe besonderer Untersuchungsmethoden kann man nachweisen, daß diese Tröpfchen aus Eiweiß bestehen. Nun besteht natürlich die ganze Zelle aus Eiweiß, alles Protoplasma der lebendigen Substanz ist ja Eiweiß. Aber es hat sich zeigen lassen, daß die kleinen Tröpfchen, die bei wohlgenährten Tieren in den Lebergellen vorkommen, eben noch nicht aus einem solchen Eiweiß bestehen wie das Protoplasma der Zellen. Es ist ein Eiweiß, das noch nicht Protoplasma ist. Und dieser Befund weist auf die Möglichkeit hin, daß die Lebergellen Eiweiß in derselben Weise zu speichern vermögen, wie sie es mit dem Zucker tun.

Daß es sich wirklich so verhält, haben nun Versuche gezeigt, die vor einem Jahre von einem Forscher in Strahburg ausgeführt wurden. Der Gelehrte fütterte Kaninchen und Frösche, die einige Zeit gehungert hatten und bei denen — wie er sich durch die Untersuchung von Hungertieren überzeugen konnte — die Eiweißtröpfchen aus den Lebergellen verschwunden waren, mit einer eiweißreichen Nahrung, die Frösche mit Froeschfleisch, die Kaninchen mit Kasein, das heißt mit dem Eiweiß der Milch. Und nach einigen Tagen entnahm er den so gefütterten Tieren die Lebern, um sie einer mikroskopischen Untersuchung zu unterwerfen. Die Untersuchung ergab, daß die Lebergellen der so gefütterten Tiere von Eiweißtröpfchen ganz vollgepfropft waren. Fütterte er nun die Hungertiere, deren Lebergellen also keine Eiweißtröpfchen mehr hatten, mit einer eiweißarmen Nahrung, zum Beispiel mit Wehl und Zucker oder mit einer fettreichen Nahrung, zum Beispiel mit Olivenöl, so blieben die Lebergellen, wenn man die Lebern nach einigen Tagen zur mikroskopischen Untersuchung entnahm, ohne Eiweißtröpfchen: es kam in den Lebergellen nach einer Fütterung mit Zucker oder Fett nicht zur Entwicklung der erwähnten Tröpf-

chen. So war nun die Annahme bestätigt, daß die Lebergellen die Aufgabe haben, das Eiweiß, das wir mit der Nahrung zugeführt bekommen und das wir zuweilen im Überflusse aufnehmen, in sich aufzuspeichern.

In jüngster Zeit hat man die Tatsache kennen gelernt, daß der tierische Organismus Zelleiweiß aufzubauen versteht, auch dann, wenn man ihm nicht richtiges Eiweiß, sondern nur die Eiweißbausteine verfüttert, Eiweißbausteine, die wir heute auch schon künstlich herzustellen vermögen. Wenn man nun einem Tiere diese Eiweißbausteine, also die chemischen Stoffe, aus denen der Organismus Eiweiß aufzubauen vermag, verfüttert, und nimmt nach einigen Tagen dem Versuchstiere die Leber heraus, um sie mikroskopisch zu untersuchen, so findet man in den Lebergellen dieses Tieres wieder die Eiweißtröpfchen vor. Das sagt uns wiederum mit aller Sicherheit, daß die Leber zur Aufgabe hat, Eiweiß in unserem Körper zu bereiten, ein Reservelager an Eiweiß in unserem Körper anzulegen, aus dem in mageren Stunden der Bedarf gedeckt werden kann.

Eine ganze Menge schon ist es, was wir von der Leber ergah. Aber die Leber kann wirklich noch mehr.

Wollten wir all das Viele, was von der Leber noch zu sagen ist, mit einem Worte zusammenfassen, so müßten wir sagen, die Leber übe im Organismus eine Art Schutzfunktion, eine Art Polizeifunktion aus. Und zwar verhält sich die Sache folgendermaßen. Es ist im Haushalt unseres Körpers wie in einer chemischen Fabrik. Bei all den vielen Vorgängen, die sich da abspielen, entstehen giftige Stoffe, Schlacken, die, wenn sie im Organismus sich häufen und freisen, die größten Verheerungen anrichten würden. Da ist zum Beispiel die Verdauung und Verarbeitung der Eiweißstoffe in unserem Körper. Dabei entsteht Ammoniak, das ein jeder nach seinem stechenden Geruch von unreinlichen Bedürfnisanstalten her kennt. Daß wir nun nicht daran zugrunde gehen, daß wir Eiweiß in unserem Körper chemisch verarbeiten, liegt nur daran, daß wir eben unsere Leber haben, und daß diese Leber in unserem Körper ganze Arbeit tut. Daß es sich so verhält, hat vor etwa dreißig Jahren ein Forscher in folgender Weise gezeigt. Er schnitt einem eben getöteten Tiere die Leber heraus und leitete durch die Blutgefäße der Leber Blut hindurch, dem er Ammoniaksalz hinzugefügt hatte. Als er nun das durch die Leber geleitete Blut untersuchte, da ergab es sich, daß ein Teil des Ammoniaksalzes aus dem Blut verschwunden war; dagegen enthielt es jetzt einen anderen Stoff, den sogenannten Harnstoff, der mit dem Ammoniak verwandt ist, aber auf den Organismus nicht so giftig wirkt wie das Ammoniak. Normalerweise scheiden wir mit dem Harn etwa 30 Gramm und mehr Harnstoff im Tag aus. Wir verarbeiten eben alles in unserem Körper entstandene Ammoniak zu Harnstoff. Der Harnstoff gelangt aus der Leber mit dem Blute in die Nieren, aus denen er dann mit dem Harn nach außen abgegeben wird.

Wehe, wenn die Leber in ihrer Tätigkeit versagt! Das zeigt uns am besten folgender Versuch. Wenn man bei einem Tier die Blutgefäße, die vom Darm zur Leber führt, mit einem anderen Blutgefäß verknüpft, so daß das aus dem Darm kommende Blut nicht in die Leber hineingelangt, sondern direkt in die anderen Blutgefäße, so geht das Versuchstier an einer Vergiftung durch Ammoniak zugrunde. Die Ursache ist uns klar. Das Ammoniak, das sonst mit dem Blute zur Leber gefahren und dort zu Harnstoff verarbeitet worden wäre, gelangt unter diesen Versuchsbedingungen nicht in die Leber und kann so seine verheerenden Wirkungen im ganzen Körper ausüben.

Wie mit dem Ammoniak, so machen es die Lebergellen auch noch mit anderen Giften, die sich im Darm bilden. So entstehen zum Beispiel bei der Fäulnis des Eiweißes im Dickdarm allerlei Stoffe, die mit dem Karbol verwandt sind, Indol, Skatol usw. Sie wirken überaus giftig auf alle lebendige Substanz gerade wie ihr Verwandter, das Karbol, von dem jedermann weiß, daß es als Mittel gebraucht wird, um Bakterien abzutöten. Diese Gifte gelangen natürlich aus dem Darm auch ins Blut, ebenso wie das Ammoniak. Aber die Lebergellen sind gleich erpicht darauf, die giftigen Stoffe abzufangen und sie weiter chemisch zu verarbeiten. Die giftigen Verwandten des Karbols werden in ungiftige Säuren und Salze umgewandelt, die dann mit dem Harn nach außen gelangen.

Von der Schutzfunktion der Lebergellen in unserem Körper haben wir gesprochen. Sie machen die Gifte unschädlich, die beim Stoffwechsel der Zellen in unserem Organismus entstehen. Aber die Leber übt ihre Schutzfunktion auch aus gegen Gifte, die von außen her in unseren Körper dringen. Es gibt eine Reihe von Giften, die man Alkaloide nennt. Diese Gifte kommen in verschiedenen Pflanzen vor. In diesen gehört zum Beispiel auch der wirksame Stoff des Tees und des Kaffees, das Thein oder das Koffein.



Auch das so gefürchtete Strychningift, das Morphin und zahlreiche andere Gifte gehören in dieselbe Gruppe; ebenso das Nikotin, das in den Tabakblättern enthalten ist und beim Rauchen in den Körper aufgenommen wird. Davon genügen schon ganz geringe Mengen, um unseren Körper zu vergiften. Vom Strychnin zum Beispiel genügt schon ein Milligramm oder der tausendste Teil eines Gramms, um ein Kaninchen zu töten. Gegen geringe Mengen dieser Gifte ist unser Organismus aber geübt, und zwar durch den guten Dienst, den die Leber ihm leistet. Wenn man nämlich in derselben Weise, wie wir es oben beschrieben haben, die Leber eines eben getöteten Tieres mit Blut durchspült, dem man geringe Mengen von Gift hinzugefügt hat, so verliert das Blut allmählich an Giftigkeit. Die Leberzellen fangen diese Gifte zum Teil heraus, um sie zu zerstören. Wie prompt in dieser Beziehung die Leber arbeitet, zeigt folgender Versuch: Tropft man einem Frosch eine sehr geringe Menge von Nikotin auf die Haut, so tut das dem Frosch nichts. Wenn man ihm aber das Blutgefäß unterbindet, das vom Darm in die Leber führt, die sogenannte Pfortader, die wir schon mehrfach erwähnt haben, und dann dieselbe Menge Nikotin auf die Haut tropft, so geht er dabei zu Grunde. Einfach darum, weil nach der Unterbindung der Pfortader das Nikotin, das durch die Haut in das Blut kommt, nicht mehr in die Leber hineingelangen kann und ungehindert seine verheerenden Giftwirkungen auf den Körper des Tieres auszuüben vermag.

Wie mit den Giften, die im Körper selbst entstehen, und mit zahlreichen Giften, die von außen in den Körper hineingelangen, so verfährt auch die Leber mit einem anderen Gift, das sich in der menschlichen Gesellschaft ganz besonderer Beliebtheit erfreut, mit dem Alkohol. Auch das Alkoholgift wird zum Teil von den Leberzellen abgefangen, um hier chemisch verarbeitet, verbrannt zu werden. Aber nicht aller Alkohol, der in den Magen und Darm und von hier in die Leber gelangt, wird hier festgehalten; ein Teil geht durch die Leber hindurch und gelangt zu allen Organen des Körpers, wo er dann seine verheerenden Wirkungen ausüben kann. Im übrigen darf auch den Leberzellen nicht allzuviel zugemutet werden. Auch die Leberzellen selber leiden unter dem Alkohol, auch sie unterliegen seiner Giftwirkung, und es ist eine bekannte Tatsache, daß die Alkoholiker sehr häufig an Leberkrankheiten leiden. Die Leberzellen erkranken infolge der Giftwirkung des Alkohols und tun ihre Arbeit nicht mehr wie sonst. Das schadet nicht nur ihnen, sondern auch allen anderen Organen im Körper, da jetzt die Schutzwirkung der Leber fortbleibt.

Wir haben gesehen, was die Leberzellen in unserem Körper alles tun können. Da gilt es, den roten Blutfarbstoff, der aus den roten Blutkörperchen in den Kreislauf hineingelangt ist, chemisch zu verarbeiten; Stoffe zu bereiten, die bei der Fettverbauung miltun; es gilt, sich am Zucker- und am Eiweißhaushalt in unserem Körper zu beteiligen, und schließlich gilt es, all die vielgestaltigen Gifte, die im Haushalt des Körpers entstehen oder von außen in den Körper hineingelangen, unschädlich zu machen. Fürwahr, eine Fülle von Arbeit! Man wird nach alledem wohl verstehen, daß alle Schädigungen, die die Leber treffen, von größtem Einfluß sein müssen auf die Gesundheit des ganzen Körpers. Der kundige Arzt erkennt schon am Aussehen des Patienten, daß er eine Leberkrankheit hat. Und da wir gehört haben, daß auch das Alkoholgift von einer so schädlichen Wirkung ist auf die Leberzellen, so haben wir alle Veranlassung, die Kenntnis, die wir über die Leber erworben haben, auch zu verwerten im Kampf gegen den Alkoholkonsum.

o o o

### Ein Mensch.

Das französische sozialistische Frauenblatt „L'Equité“ bringt unter diesem Titel eine Würdigung Romain Rollands, des großen französischen Dichters, dessen „Jean-Christophe“ ein so inniges Verständnis deutschen Wesens atmet. Die Verfasserin des Artikels, Marcelle Capy, schreibt:

Wenn es zur jetzigen Stunde einen Mann gibt, der den guten Ruf Frankreichs rettet, ist es Romain Rolland. Ich spreche hier nicht von den Kämpfen. Sie geben ihr Blut dahin. Aber die anderen, hinter der Front, hätten diese nicht eine andere Aufgabe gehabt, als das zu säen? ... Aus Dummheit, aus Wahnsinn und auch — sogar meistens — aus Eigennutz wollten sie nicht verstehen, daß, wenn man zu schwach ist, um seine Brust darzubieten, der einzige Vaterlandsdienst darin besteht, die moralischen und materiellen Übel, unter denen das Land leidet, zu lindern. Die Franzosen, die stolz darauf sind, an der Spitze der Zivilisation zu marschieren, sollten sie nicht ihren unerschütterlichen Glauben an die Veröhnung der von Tyrannei und vorzeitlicher Bestialität be-

freiten Menschheit bekennen? ... Nur Romain Rolland hat das getan. Er hat den Titel des „großen Franzosen“, den seine Freunde ihm zuerkennen, damit verdient. Während so viel armselige Nichtswisser ihre Ohnmacht und Dummheit verbergen hinter Abhandlungen über Politik, wovon sie keinen Dunst haben, während soviel Unfähige ihre Schwäche mit „heroischem“ Truggold verbrämen, bescheidet er sich damit, ganz einfach ein Mensch zu sein, stolz auf seine Menschlichkeit. Er schreibt: „Das Ende des Krieges hängt nicht von uns ab, aber von uns hängt es ab, ihm von seiner Bitterkeit zu nehmen. Wie es Ärzte für den Körper gibt, so sollte es Ärzte der Seele geben, die die Wunden des Hasses und der Rache heilen, die unsere Völker vergiften. Dieses Amt haben wir, die wir schreiben. Und während das Rote Kreuz gleichsam als Bienenstock Honig aus den Kämpfen zieht, wie in der Bibel die Bienen im Rachen des toten Löwen, versuchen wir doch, es ihm gleichzutun und dem Liebeswert an den Verwundeten des Schlachtfeldes das unsere, im Reiche der Gedanken, an die Seite zu stellen.“

Geballe Häute, von Blut verzerrte Gesichter, das war die Antwort! — Weil er Mensch geblieben war innerhalb des allgemeinen Wahnsinns, hat die Meute der Lören, der Gewinnjücker, der Pharisäer getobt. Indem sie sich wohl hüteten, ihren gläubigen Lesern die berechnete Sätze, die sie verschrien, zu lesen zu geben, schleuderten die traurigen „Gelben vom Schreibtisch“ niederschmetternde Beschimpfungen gegen den, der sie kritisiert hatte. Was haben sie nicht alles gesagt! ... Ist man nicht sogar so weit gegangen, ein Flugblatt zu veröffentlichen, dessen Titel schon eine Niedrigkeit ist: „Romain Rolland gegen Frankreich.“

Zum Glück ist in unserem Lande nicht jeder Edelmut erstorben, nicht jeder Gedanke verflaut, nicht jedes Herz stumpf geworden. Güte und Gerechtigkeit sind nicht ausgelöscht. Und ihm, der gesagt hat: „Ich spreche, um mein Gewissen zu erleichtern, und ich weiß, daß ich damit gleichzeitig das von tausend anderen erleichtere, die in diesem Lande nicht reden können oder zu reden wagen“ — dem wendet sich die Sympathie aller Wohlgesinnten zu. Je mehr er angegriffen wird, je mehr wird er geliebt. Dankbarkeit und Bewunderung der Besten mögen ihn trösten, wenn ein Mann wie er des Trostes bedarf. Und mit welcher Liebe habe ich seinen Namen oft nennen hören!

Die Frauen konnten seinem edlen Freimut nur Beifall zollen. Von Natur sind sie unverföhnliche Gegnerinnen der Gewalt. Von Natur sind sie für das Opfer und gegen den Senker. Alle, die ihre Mission als Frau noch erkennen und es ablehnen, sich in einer lächerlichen Walfärenrolle zu gefallen, hörten bewegt der Stimme Romain Rollands zu, wenn sie sprach:

„Zwischen dem Kreuzfeuer der Bomben der beiden Armeen gingen die Wägen der Champagne ihrer Ernte nach. Sammeln wir die unsere! Sie bedarf der Arme aller derer, die dem Kampfe entrückt sind. Mir scheint, daß die Schriftsteller Besseres zu tun haben, als ihre blutige Feder zu schwingen und an ihrem Tische sitzend immer weiter zu schreiben: „Töte! Töte! ... Die würdigste Aufgabe derer hinter der Front ist, die Gefallenen aufzurichten und sich während des Kampfes des schönen allzu oft vergessenen Wahlspruchs „Inter arma caritas“ zu erinnern.“

Welche Frau teilt diese Gedanken nicht? Welche Frau bekämpft sich nicht zu diesem Wahlspruch? ... Und daher stehen sie auch, ob gebildet oder nicht, ob reich oder arm, ob jung oder alt, zu dem Manne, der den Mut hatte, dem Ausdruck zu geben, was sie empfinden: Mit dem Leben gegen den Tod, mit dem Frieden gegen den Krieg. ... Trotz allem!



### Feuilleton



#### Vier Tage auf dem Schlachtfeld.

Von Wsewolod Garschin.

(Schluß.)

Die Sonne ist aufgegangen. Ihre große Scheibe, völlig durchschnitten und zerteilt von den schwarzen Zweigen der Sträucher, ist rot wie Blut. Heute wird es scheinbar heiß werden. Mein Nachbar — was wird mit dir? Du bist schon jetzt fürchterlich.

Ja, er war schrecklich. Seine Haare begannen auszufallen. Seine Haut, schwarz von Natur, war bleich und gelb geworden; das aufgedunsene Gesicht hatte sie so angespannt, daß sie hinter dem Ohr geplagt war. Dort regten sich Würmer. Die Füße, mit Stiefeln bekleidet, waren geschwollen und zwischen den Gelenken der Stiefeln waren große Wäsen hervorgetreten. Und er war wie ein Berg geschwollen. Was wird die Sonne heute aus ihm machen?

So nahe bei ihm zu liegen ist unerträglich. Ich muß weiterkriechen, was es auch koste. Aber werde ich es können? Ich kann



noch die Hand erheben, die Flasche öffnen, trinken; aber — meinen schweren unbeweglichen Körper weiterrücken? Dennoch werde ich mich bewegen, wenn auch nur ein wenig, wenn auch nur einen halben Schritt in der Stunde.

Der ganze Morgen vergeht bei diesem Umzug. Der Schmerz ist stark, aber was hat er jetzt zu sagen? Ich entsinne mich schon an nichts mehr, kann mir die Empfindungen eines gesunden Menschen nicht mehr vorstellen. Ich habe mich wie es scheint sogar an den Schmerz gewöhnt. An diesem Morgen bin ich doch ungefähr zwei Meilen weitergekommen und befinde mich an der alten Stelle. Aber ich genieße die frische Luft nicht lange, wenn es sechs Schritte von einem verwesenden Leichnam frische Luft geben kann. Der Wind schlägt um und trägt mir wieder einen so heftigen Gestank zu, daß es mir übel wird. Der leere Magen preßt sich qualvoll und schmerzhaft zusammen; alle Gedärme kehren sich um. Und die stinkende, verpestete Luft schwimmt nur so mir zu.

Ich gerate in Verzweiflung und weine.

Ganz zerstreut und betäubt liege ich fast ohne Bewußtsein da. Plötzlich. . . Trägt mich nicht die überreizte Phantasie? Mir scheint, daß. . . nein. Ja, das sind Stimmen, Pferdegetrappel, Menschenstimmen. Meine Schreie auf, aber ich halte an mich. Wenn es aber Türken sind? Was dann? Zu diesen Qualen werden sich noch andere gesellen, schrecklicher, bei denen einem die Haare zu Berge stehen, wenn man bloß von ihnen in den Zeitungen liest. Sie werden einem die Haut abstreifen, die verwundeten Hüfte braten. . . Gut, wenn sie nur das tun wollen; sie sind doch erfindereich. — Ist es denn besser, das Leben in ihren Händen zu verlieren, als hier zu sterben? Wenn es aber die Unfrigen sind? Oh, verfluchte Sträucher! Warum seid ihr da in solch einem dichten Haun rings um mich gewachsen? Nichts sehe ich zwischen ihnen hindurch; nur an einer Stelle öffnet sich mir, wie ein Fenster, zwischen den Zweigen die Aussicht weit hinaus ins Tal. Dort scheint das Bächlein zu rinnen, aus dem wir vor der Schlacht getrunken haben. Ja, dort ist auch der große flache Sandstein, der wie eine kleine Brücke über das Bächlein gelegt ist. Sie werden bestimmt da hinüberfahren. Die Stimmen verhallen. Ich kann die Sprache, in der sie sprechen, nicht erkennen! Selbst mein Gehör ist stumpf geworden. O, Gott! Wenn das die Unfrigen sind. . . Ich rufe ihnen zu; sie werden mich auch beim Bächlein hören. Das ist besser, als zu riskieren, in die Hände der Türken zu kommen. Warum säumen sie denn so lange? Die Ungeduld quält mich; ich bemerke nicht einmal den Geruch des Leichnams, obgleich er keineswegs schwächer geworden ist. Und plötzlich erscheinen an dem Übergang über das Bächlein Kosaken! Blaue Röcke, rote Hosenstreifen, Piefen. Es ist ein halbes Hundert. Vorn, auf einem ausgezeichneten Pferd, reitet ein schwarzbärtiger Offizier. Kaum sind die Kosaken über den Bach, dreht er sich auf dem Sattel mit dem ganzen Körper rückwärts und ruft: „Te-rab!“

„Halt, halt um Gotteswillen! Hilfe, Hilfe, Brüder!“ schrei ich; aber das Getrappel der kräftigen Pferde, das Klirren der Säbel und das lärmende Rufen der Kosaken ist lauter als mein Röcheln — und man hört mich nicht!

O, verflucht! Ich falle ermattet mit dem Gesicht auf die Erde und fange an zu schluchzen. Dabei stoße ich die Flasche um, und es fließt das Wasser heraus, mein Leben, meine Rettung, meine Sterbefürst. Aber ich bemerke es erst, als von dem Wasser nur noch ein halbes Glas übrig geblieben, das andere jedoch in die gierige trockene Erde geflossen ist.

Kann ich mich der Erstarrung entsinnen, die mich nach diesem schrecklichen Vorfall erfaßte? Ich lag unbeweglich mit halbgeschlossenen Augen. Der Wind schlug ständig um und bald umwehte er mich mit reiner frischer Luft, bald umgab er mich von neuem mit Gestank. Mein Nachbar war an diesem Tage über jede Beschreibung schrecklich geworden. Einmal, als ich die Augen öffnete, um ihn anzublicken, erschrak ich. Er hatte schon kein Gesicht mehr. Es hatte sich von den Knochen gelöst. Das schreckliche knöcherne Grinsen, das ewige Grinsen erschien mir so widerwärtig, so furchterlich, wie nie, obgleich ich mehr als einmal Schädel in den Händen gehalten und ganze Köpfe präpariert habe. Dieses Skelett in der Uniform mit den hellen Knöpfen erregte in mir Entsetzen. „Das ist der Krieg, dachte ich; — das ist sein Bild.“ Die Sonne aber brennt und brät wie früher. Meine Hände und mein Gesicht sind längst schon versengt. Das übriggebliebene Wasser hatte ich ganz ausgetrunken. Der Durst quälte mich so sehr, daß ich, obgleich ich mir vorgenommen hatte, nur einen kleinen Schluck zu tun, alles in einem Zuge austrank. Ach, warum habe ich den Kosaken nicht zugerufen, als sie so nahe bei mir waren! Ja, selbst wenn es Türken gewesen wären, so wäre es dennoch besser gewesen. Nun, sie hätten mich ein, zwei Stunden gequält, hier aber weiß ich nicht

einmal, wie lange ich hier liegen und leiden muß. Mutter, meine teure Mutter! Du wirst dir deine grauen Haare ausreißen, wirst mit dem Kopf an die Wand schlagen, wirst den Tag verfluchen, an dem du mich geboren hast, die ganze Welt wirst du verfluchen, daß sie den Menschen zur Qual den Krieg erdacht hat!

Aber du und Mascha, ihr werdet wahrscheinlich nichts von meinen Qualen hören. Lebe wohl, Mutter, lebe wohl, meine Braut, meine Liebe! Ach, wie schwer, wie bitter! Wieder drängt sich etwas zu meinem Herzen. . . Wieder das kleine weiße Hündchen! Der Hausmann hat kein Mitleid mit ihm gehabt, er schlug es mit dem Kopf an die Wand und warf es in den Müllkasten. Aber es lebte noch. Und quälte sich noch den ganzen Tag. Ich aber bin noch unglücklicher als das Hündchen, weil ich mich volle drei Tage quäle. Morgen ist der vierte, dann der fünfte, sechste. . . Tod, wo bist du? Komm, komm! Nimm mich mit! Aber der Tod kommt nicht und nimmt mich nicht mit. Und ich liege unter dieser fürchterlichen Sonne, und habe keinen Schluck Wasser, um den entzündeten Hals zu erfrischen, und der Leichnam steckt mich an. Er ist ganz auseinandergepfloßen. Millionen von Würmern fallen aus ihm heraus. Wie sie wimmeln! Wenn er aufgezehrt und nur noch die Knochen und die Uniform übrig sein werden, dann bin ich an der Reihe. Und ich werde ebenso aussehen.

Der Tag vergeht, die Nacht vergeht. Es ist immer noch ebenso. Der Morgen bricht an. Immer noch dasselbe. Wird noch ein Tag vergehen? . . .

Die Sträucher bewegen sich und rauschen, als ob sie sich leise unterhielten. „Du wirst sterben, wirst sterben, sterben!“ flüstern sie. „Du wirst sie nicht wiedersehen!“ antworteten die Sträucher von der anderen Seite.

„Ja, hier soll sie wohl so leicht keiner finden!“ ertönte es neben mir. Ich zucke auf und mit einem Male komme ich zu mir. Aus den Sträuchern blicken mich die guten blauen Augen Jacowlews, unseres Gefreiten, an. „Schaufel her!“ schreit er. „Hier sind noch zwei, und einer von den Türken.“

„Schaufeln sind nicht nötig, man braucht mich nicht einzuscharen, ich lebe!“ — will ich schreien; nur ein schwaches Stöhnen kommt von den vertrockneten Lippen.

„Gott! Ja, er lebt noch! Herr Zwanow! Kinder! Kommt her, unser Herr lebt! Ruf mal den Arzt.“

Nach einer halben Minute gießt man mir Wasser in den Mund, Brantwein und noch irgend etwas. Dann verschwindet alles.

Gleichmäßig schaukelnd bewegt sich die Tragbahre. Diese gleichmäßige Bewegung wiegt mich ein. Bald wache ich auf, bald falle ich von neuem in Bewußtlosigkeit. Die verbundenen Wunden schmerzen nicht; ein unbeschreiblich angenehmes Gefühl strömt durch den ganzen Körper. . .

„Ha—It Hin—stellen! Sanitäre, die vierte Ablösung voll! Fahrt an! Hoch!“ Das Kommando gibt Peter Zwanhisch, unser Lazarett-offizier, ein hochgewachsener, magerer und trefflicher Mensch. Er ist von solch hohem Wuchse, daß ich, wenn ich die Augen nach ihm zur Seite wende, allmählich seinen Kopf mit dem dünnen, langen Warte und seinen Schultern sehe, obgleich vier hochgewachsene Soldaten die Tragbahre auf den Schultern tragen.

„Peter Zwanhisch!“ flüsterte ich. — „Was denn, Töubchen?“

Peter Zwanhisch beugt sich über mich.

„Peter Zwanhisch, was hat Ihnen der Arzt gesagt? Werde ich bald sterben?“

„Wie kommen Sie dazu, Zwanow, beruhigen Sie sich! Sie werden nicht sterben. Ihre Knochen sind doch unversehrt. So ein Glückspilz! Weber die Knochen noch die Schlagadern. Ja, wie sind Sie denn diese dreieinhalb Tage am Leben geblieben? Was haben Sie gegessen?“ — „Nichts.“ — „Und getrunken?“

„Von dem Türken habe ich die Feldflasche genommen. Peter Zwanhisch, ich kann jetzt nicht sprechen. Später. . .“

„Na, Gott behüte Sie, mein Lieber, schlafen Sie.“

Abermals Schlaf, Bewußtlosigkeit. . . Im Divisionslazarett kam ich zu mir. Aber mich gebeugt stehen die Ärzte, Schwestern und außerdem sehe ich noch das bekannte Gesicht des berühmten Professors aus Petersburg, der sich über meine Hüfte gebeugt hat. Seine Hände sind voll Blut. Er gibt sich nicht lange mit meinen Füßen ab und wendet sich zu mir:

„Nun, Sie können von Glück reden, junger Mann! Sie werden leben! Ein Beinchen haben wir Ihnen weggenommen; na, aber — das ist doch eine Kleinigkeit. Können Sie jetzt sprechen?“

Ich kann sprechen und erzähle ihnen alles, was ich hier niedergeschrieben habe.

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Maria Reisin (Bundel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von J. G. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart.